

Frauen = Zeitung.

Ein Organ für die höheren weiblichen Interessen.

Preis:
15 Sgr. vierteljährlich.

Begründet und fortgesetzt
von

Inserate:
2¹/₂ Sgr. die Zeile.

4. Jahrgang.

Louise Otto.

1. Quartal.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-Handlung.

Motto: Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen.

Nr. 12.

Mittwoch, den 31. März.

1852.

Das Duell.

Eine Erzählung

von

Friederike von Koschuetzki, geb. von Henne.

(Fortsetzung aus Nr. 11.)

„Wie gefällt Ihnen meine Einrichtung, lieber Willanow?“ fragte sie mit selbstgefälliger Miene.

„Bezaubernd! man weiß in der That nicht, ob die Natur der Kunst oder die Kunst der Natur dient; es ist Beides so schön verbunden und bildet ein so herrliches Ganze, daß nichts zu wünschen übrig, und nur den Plan und die Ausführung desselben bewundern läßt.“

Die Gräfin lächelte beifällig. „Also wird es wohl auch meinem Anatol gefallen.“ Willfried schwieg.

„Nun ich will Ihnen auch die innere Einrichtung des Hauses zeigen, womit ich ihn überraschen will, aber ich lege Ihnen Stillschweigen auf, denn ich bin darin etwas kinderhaft, diese Ueberraschungen selbst zu zeigen.“

„O gewiß, ich werde schweigen!“ — dabei durchrieselte ihn die Wahrheit der Worte wie Fieberfrost.

Man saß sich gegenüber und Willfried wurde dadurch Gelegenheit, die Gräfin zu beobachten, sie war eine Frau in die Vierzig und schon sehr zeitig Wittwe geworden von einem Gemahl, den sie mehr achtete als liebte, da er bedeutend älter war als sie, doch hatte sie sich, trotz des vorgerückten Alters noch sehr wohl erhalten, man konnte sie noch für schön erkennen, obgleich das Merkmal der Jahre ihre Farben gebleicht und ihr Aeußeres ernster gemacht, als es wohl früher der

Fall gewesen. Willfried konnte kaum seinen Blick von diesem anziehenden Gesicht wenden, denn je öfter er die Gräfin ansah, desto mehr Aehnlichkeit fand er mit seinem verbliebenen Freuden und ihr, die dunkeln Augen gaben ganz den Eindruck des freundlich ausdrucksvollen Blickes, wie die seinen, wenn auch nicht mit dem feurigen Glanz der Jugend, die in ein heiteres Leben sah, doch eben mit dieser anziehenden Freundlichkeit, die noch mehr durch die reinen Klänge ihrer Sprache gehoben wurde und ihren Reden eine so natürliche Anmuth verlieh, daß sich Jeder von ihr gefesselt fand, man vergaß in ihrer Nähe die Spuren der vorgerückten Jahre, die in ihren milden Zügen verschwanden, wie leichtes Gewölk an heiterem Himmel.

Diese auffallende Aehnlichkeit in ihren Gesichtszügen, ihre Sprache, ja sogar ihre Bewegungen, erregten in Willfried eine unendlich wehmüthige Erinnerung, er empfand die unsichtbare Nähe seines Freundes, er hörte seine Stimme — und doch war er so fern — und verloren für ihn; mit einem gewissen schmerzlichen Genuß betrachtete er die Mutter seines Freundes, die ihn mit tiefer Verehrung erfüllte, er gab sich oft unbemerkt dem beruhigenden Wahne hin, der Geist seines Freundes umschwebe ihn, er drückte sogar leicht die Augen zu, um sich dieser träumerischen Illusion hinzugeben. Nach dem Frühstück weckte ihn die Gräfin aus seinen phantastischen Sinnen, sie reichte ihm den Arm, um ihm die innere Einrichtung des Hauses zu zeigen. In einem hellen Zimmer, wo das Licht überall einströmen konnte, da es eine Eckstube war, befand sich die Bibliothek, rund herum standen große Bücherschränke mit verschlos-

senen Glasthüren, in Leder eingebunden, nicht in zerflatternden Brochüren, wie es an der Tageszeit ist. Jede Wand trug ihre eigenthümlichen Werke, die mit der geübtesten architectonischen Kunstfertigkeit aufgestellt waren, über den Schränken standen die Verzeichnisse des Zeitraums, Nation und Inhalt bemerkt. Man fand hier Werke aus jedem Jahrhundert, gewiß Vieles mühevoll zusammen gebracht, die seltensten Antiquitäten, Handschriften und Pergamentrollen, und so konnte hier der aufmerksame Beobachter die Fortschritte des Geistes von dessen erster Entwicklung in Schrift und Sprache an verfolgen und somit die Poesie der Griechen, die historische Weltgeschichte der Römer, die Romantik des Mittelalters bis auf unser kaltphilosophirendes Jahrhundert durchforschen.

Willfried würde unter anderen Verhältnissen durch die so anziehende, ausgewählte Lectüre hingekommen worden sein, deren Reiz ihn selbst jetzt fast übermannte, wenn nicht überall die Wahrheit wie ein störendes Gespenst ihn verfolgte und umschwebte und die Worte zugerant: „Alles für ihn, der todt ist!“

Aus diesem Zimmer kam man in eine Art Naturalien cabinet, an das ein kleines Laboratorium stieß, dann in eine kleine jedoch sehr gewählte Gemäldegallerie; kurz es schien, als wenn die Gräfin ihrem Liebling keinen Wunsch übrig lassen wolle, an den ihre mütterliche Liebe nicht schon gedacht.

Die übrigen Wohnzimmer waren elegant und geschmackvoll, aber nicht luxuriös eingerichtet, überall herrschte der feinste Sinn für Geschmack, Dauer und Bequemlichkeit vor.

„Nicht wahr, lieber Willanow, diese einfache, bequeme Einrichtung wird den Wünschen meines Sohnes entsprechen?“

Jetzt kam man in ein Seitencabinet, es war das Schlafzimmer für Anatol; die Gräfin war ganz von der Idee, ihren Sohn durch ihre Sorgfalt zu überraschen, erfüllt, so daß sie die auffallende Stille und Beklommenheit ihres Begleiters nicht beachtete; sie ließ ihn jetzt in die Mitte des Cabinets treten, und nahm dann mit einer gewissen geheimnißvollen Miene einen Schleier ab, mit dem ein Gemälde sorgsam verhüllt war.

„D!“ rief Willfried ganz überrascht von dem Anblick. „D, wie schön sie war!“ rief er unwillkürlich aus.

„Ist!“ — verbesserte unbefangen die Gräfin.

An der gegenüberstehenden Wand hing ebenfalls ein Bild, sie zog den Schleier auch von diesem herab und — Anatol's geistreiches Gesicht lächelte ihnen entgegen.

„D, das ist zu viel!“ seufzte Willfried, und leise zitterten die Cristallgläser auf dem Toiletentisch, an den er sich stützte.

Die Gräfin zog indeß einen Sessel vor das

liebe Bild, setzte sich, zur Verzweiflung Willfried's darauf, und vertiefte sich in Anschauung desselben.

„Mein Anatol! — sprach sie mit ihrer so klangreichen Stimme, — nur Dein Glück ist das meinige; Deine Ankunft, Dein Wiedersehen, die Erfüllung des beglückenden Traums meiner Sehnsucht,“ — ihre Augen hingen dabei unverwandt an dem Bilde.

„Mein Sohn!“ fuhr die Gräfin fort, in Erguß mütterlicher Liebe, mein Sohn besaß schon als Knabe das Talent schnell zu sehen und zu fassen ich sah welche Keime in ihm ruhten, welche Fähigkeiten in ihm schlummerten; ich suchte was ihm fehlte zu wecken und die schönen Anlagen zu entwickeln, dies ist mir, wie es scheint durch die Hülfe verständiger Männer gelungen, einen braven Mann aus ihm zu bilden, der nicht umsonst eine bedeutende Stellung in der Welt einnehmen soll; an sein Dasein sollen sich viel andere Leben, von ihm beglückter Menschen, knüpfen. Ich würde auch Anatol's großmüthigen Entschluß, sein schönes Majorat für Nelli's Liebe einzutauschen als keinen Verlust ansehen, da es meinen Sohn nur in meinen Augen heben kann, wenn ich überzeugt sein könnte, daß seine Person durch einen würdigen Nachfolger ersetzt würde.“

Dann stand sie auf mit einem edlen mütterlichen Stolz auf ihren Liebling.

„Besuchen Sie jetzt, lieber Willanow, den Park, es sind hübsche Parteen darin, meine Geschäfte entschuldigen mich bis zum Wiedersehen.“

So verließ sie Willfried, der sich nun allein seinen heftigen auf ihn einstürzenden Gefühlen, überlassen konnte. Er stürzte die Treppe hinab in den Park. „Ach! — ach! — rief er schmerzlich, „Alles! — Alles! — und er! — er ist nicht mehr; dieser Gedanke könnte wahnsinnig machen.“ Er fand bei dieser unendlichen mütterlichen Zärtlichkeit keinen Ausweg, ihr die furchtbare Nachricht mitzutheilen.

Die Gräfin war eine treue Mutter, eine freundliche, wohlthätige Gebieterin, aber keine von den starken, großen Seelen, die an weibliche Heroen erinnern, in ihrem Gemüth war eine gewisse Weichheit nicht zu verkennen, ihr Verstand war umfassend und klar, aber er stand nicht so hoch, um ihren Willen zu kräftigen, um außergewöhnliches zu wirken, sie war ein rein hochstehendes weibliches Wesen, aber unfähig ein, über sie hereinbrechendes Unglück muthig zu tragen, sie konnte viel leiden und dulden, aber sich selbst nicht beherrschen.

Willfried beobachtete die Gräfin genau in allen ihren Aeußerungen, und so sah er zu seiner Verzweiflung ein, wie unendlich schwierig seine eigen gewählte Sendung sei; er durchschritt hastig den Park, um seine Entschlüsse zu befestigen, aber immer wollte die schwarze Inschrift mit der furchtbaren Wahrheit vor seinen Sinnen nicht weichen.

Nach langem Umhergehen setzte er sich unter einem anmuthigen dichten Gebüsch auf eine Rasenbank nieder; er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und rief schmerzlich mit lauter Stimme aus: „Gott! — Gott! stärke meinen Muth, ich erliege fast, zu“ — — — es rauschte, er fuhr sichtlich zusammen, die Gräfin stand vor ihm; als er aufblickte war es zu spät seine Stellung zu ändern.

„Armer Freund! so jung und schon so unglücklich?“ fragte sie mit herzlicher Theilnahme.

„Ja! ich kann es nicht läugnen, gnädige Frau, daß ich unglücklich bin, denn es giebt so unvorhergesehene Unglücksfälle, wo der größte Verstand, die höchste Geistesstärke, ja die kälteste Philosophie nicht stark genug sind, sie ruhig zu tragen.“

Die Gräfin betrachtete ihn mit innigem Bedauern.

„Gewiß! — sprach sie — es giebt Ereignisse, die die menschliche Natur nicht zu ertragen vermag, und unser Leben wie eine, über uns zusammenfallende Lavine, erdrücken. Aber ein Unglück in Ihren Jahren, in Ihrem blühenden Alter, wirkt doch sonst nicht so ein, daß es an Muth gebricht, das Künftige zu tragen.“

„O! an eigentlichem Lebensmuth gebricht es mir nicht, ich suche mich vielmehr mit fester Kraft dazu auszurüsten, denn ich habe den Grundsatz, daß mich die Natur nicht um mein kleines „Ich“ allein erschuf, sondern um in der unermesslichen Schöpfung den Raum einzunehmen, der in dem großen Ganzen zu seiner vollkommenen Einheit grade nöthig erscheint. Soll aber dieser winzig kleine Raum, den meine Person einnimmt, den hohen Gesetzen der Natur gemäß, ausgefüllt werden, so muß ich auch in die große Wesenkette menschlicher Verbindung mit eingreifen und nicht in selbstsüchtiger Leere spurlos vergehen. Ein Mensch mit einem großen Geist wirkt wie eine mächtige Maschine, der kleine wie eine unbedeutende Spindel, jene ist das gemeinnützige Schaffen einer richtig angebrachten Kraft, die eben so viel schafft als hundert kleine Spulen, die sich nur in dem beschränkten Kreis um sich selbst zu drehen verstehen. Ich rechne daher mein Leben ebenfalls nur als Gemeingut, und ich will es ehrenhaft verwenden zu jeder guten That, ohne meine Kleinheit selbst zu berücksichtigen.“

Die Gräfin sah ihn ganz verwundert an, denn es lag etwas Begeisterndes in seiner Rede.

„Warum waren Sie aber erst vorhin so verzagt?“

„Nicht verzagt um mein selbst, sondern es fehlt mir an Muth meinen Nebenmenschen ein Wehe zu bereiten. Diese menschliche Feigheit ist meine Schwäche, ich selbst werde das Unvermeidliche standhaft tragen, aber es gehört mehr Entschlossenheit und Muth dazu, ein Herz zu brechen, als sich

den Weg durch tausend feindliche Schwerdter zu bahnen.“

„Sie erschrecken mich mit ihren Reden, was meinen Sie damit?“

„Verzeihung, gnädige Frau!“ — dabei küßte er ihr mit tiefer Ehrfurcht die Hand, — die sie schnell zurückzog, denn sie fühlte eine heiße Thräne darauf fallen.

„Ihre Ruhe ist mir heilig, ich gab mich jetzt nur zu sehr meinen trüben Gedanken hin. Ich finde hier Alles so bezaubernd schön, ich verehere Sie so sehr, gnädige Frau; — ich setze nun den Fall, wenn ich hier nach Jahren zurückkehrte und fände ein leeres Besitzthum, die hohe Geberin so vieler edlen Beweise wohlthätigen Wirkens nicht mehr, dann würde mich auch ebenfalls tiefe Trauer erfüllen, ich würde alles schwarz sehen und mich dann nur damit trösten können, daß dies Leben nicht mein, sondern der Welt gehört. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen einen Vorfall mittheile, der allein Schuld an meiner wehmüthigen Stimmung ist, die mich jetzt so bewegt.“

Hierauf theilte er ihr das vorgefallene Duell mit, ohne Nennung der Namen; die Gräfin hörte ihm aufmerksam mit gespannter Theilnahme zu; Willfried erzählte so schonend wie möglich, doch die Gräfin verfolgte ihn mit unruhigen Blicken, sie bemerkte den inneren Kampf von Willfried an seinem ungewöhnlichen Erröthen und dem Leben seiner Lippen und Sprache.

„Was ist Ihnen junger Freund? — Sie tragen ein furchtbares Geheimniß in sich, — wer war der Geliebte?“ — fragte sie mit ängstlicher Stimme. — Willfried sah, daß sein Geheimniß nur noch an einem Faden hing, es schien ihm aber noch nicht Zeit es zu verrathen besonders an einem so ungeneigten Ort und allein ohne Hülfe, die Gräfin sollte sich erst ein paar schreckliche Stunden an den Schmerz gewöhnen, um ihn ertragen zu lernen, um nicht durch plötzlichen Verrath eine zu große Erschütterung in ihr hervorzurufen. Daher suchte Willfried ruhiger fortzufahren.

„Es war mein bester Freund den ich verlor, und dies ist es was mich so sehr bewegt. Doch es fällt mir eben ein, daß mir Anatol gesagt, daß er einen Brief an Sie geschrieben und es ist doch möglich, daß er unter meinen Sachen läge; Sie erlauben, daß ich nachsehen darf.“

Er bot ihr seinen Arm und führte die Gräfin nach Hause. Diese überfiel eine furchtbare Ahnung, sie ging zitternd in ihr Schlafgemach und harrete auf den versprochenen verhängnißvollen Brief! nicht lange; so legte Jenni, ihr Kammermädchen, eine angenommene Waise, den unvollendeten Brief von Anatol auf ihr Arbeitstischchen und entfernte sich.

Indes eilte Willfried zu dem Geistlichen des Ortes, den man ihm als einen schlichten, biedern

Mann bezeichnete; er fand ihn auch so, doch auch der feinen Bildung und dem Gefühle der Gräfin nicht angemessen; er schwieg daher über den eigentlichen Zweck seines Besuches, seine Hülfe für die Gräfin in Anspruch zu nehmen.

Dagegen schien der Arzt der Gräfin, der Beschreibung nach passender und jedenfalls seine Hülfe nöthiger; er schrieb daher augenblicklich an ihn, meldete den Tod des jungen Grafen und bat ihn dringend um seinen Beistand, bei den nicht vorherzusehenden Zufällen der Gräfin.

Nach zwei peinlichen Stunden des Wartens erschien der Arzt, den Willfried in der Wohnung des Geistlichen empfing. Die beiden Herren begaben sich in den Park, und nach längerer Unterredung und Ueberlegung kamen sie darin überein, daß nun das Unglück für die Gräfin nicht länger zu verbergen sei, und der Arzt nur später, wie zufällig erscheinen müsse. —

Die Gräfin las und las; der Brief, der ganze Inhalt war der, einer beglückten Liebe, die Feder schien nur die stumme Sprache eines beseelegenden Glückes auszudrücken — aber ohne Ende und Unterschrift.

„Was soll das heißen?“ dachte die Gräfin, „warum war der junge Willanow so aufgereggt, warum führte er so mystische und wunderliche Reden, warum ist er so unglücklich, daß eine Thräne, heiß wie ein erhitztes Brennglas, auf meine Hand fiel?“ — eine unbeschreibbare Angst ergriff sie; alles Blut preßte sich ihr zu Herzen und das Athmen wurde ihr schwer, sie stützte ihre Hände auf den Tisch, indem ihr Haupt ruhte, ein Strom von Thränen benetzte den Brief, den sie unzähligemal an ihre Lippen drückte; auf einmal fuhr sie erschrocken auf. „Ach!“ — sprach sie in Verzweiflung — gewiß ist er todt, er ist der Geliebene darum blieb sein Brief unvollendet, darum trauert Willanow — o Gewißheit! — Gewißheit muß ich haben, sonst ersticke ich, der Schmerz tödtet mich!“ — Die höchste Unruhe bemächtigte sich ihrer und kalte Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn.

„Er ist todt!“ — sie konnte nicht mehr denken, mechanisch griff sie nach der Klingel, Jenni erschien.

„Was befehlen die gnädige Gräfin?“ Diese sah das Mädchen verstört an, dann schien sie sich zu besinnen. „Rufe Herrn von Willanow nur schnell.“ Doch er kam nicht; Jenni, die den gefährlichen Zustand der Gräfin sah, verließ sie nicht mehr. Nach unzähligen öftern Verlangen erschien er endlich. Die Gräfin war so angegriffen, daß sie nicht aufstehen konnte.

„Reden Sie! — reden Sie, ist er todt?“ — fragte sie mit kaum hörbarer Stimme — „ist er der Geliebene? — O, mein Kind! mein vielgeliebtes Kind! bist Du wirklich todt?“ — rief sie

mit tiefem Schmerz aus der gepreßten Brust — „warum endete er nicht den Brief, sprechen Sie, Ihr Schweigen ist der Tod.“

Willfried stand wie vernichtet, einem Marmorbilde ähnlich stumm da, seine Stimme versagte ihm die Sprache, endlich sank er von seinen Gefühlen überwältigt vor die Gräfin auf die Kniee, nahm ihre Hand und preßte sie schmerzlich an die wunde Brust; dann sprach er leise: — „Ja, unser Engel ist verwundet, beweine ihn, der mich bittet, Dich zu trösten! —!“ es war ihm nicht möglich weiter zu sprechen.

„Er ist todt!“ — schrie die Gräfin mit einer herzerreißenden jammernden Stimme „todt! —!“ — sie sprang fast mit Wildheit der Verzweiflung auf, — sank aber auch augenblicklich bleich und starr in die Kissen des Divans nieder.

Auf das laute Geschrei von Jenni eilte der Arzt herbei. Ein lautes Weinen und Jammergeschrei der Dienerschaft durchschallte das große prachtvolle Trauerhaus.

Die Gräfin schien nicht ohnmächtig, aber sie lag bewegungslos bleich ohne Leben da, ihre Augen waren starr und ihre Lippen wie von innern Schmerz zusammengepreßt.

Der Arzt sprach zu ihr, sie hörte nicht, Willfried nannte sie mit den süßesten Namen, sie antwortete nicht. Nach dem Rathe des Arztes überließ man sie ihrem Schmerz. Allein nach einigen Stunden lag sie eben noch so empfindlos da, wie vorher, man brachte sie durch Zureden in's Bett, sie ließ alles ruhig mit sich geschehen, sie schien todt für Alles, was sie umgab, aber ihre Augen waren offen und wach.

Gegen Mitternacht setzte sie sich in ihrem Bette auf, sie sah um sich her; Jenni wachte an ihrem Lager und Willfried im Nebenzimmer; die Gräfin wollte aufstehen doch Jenni versuchte sie daran zu hindern, sie schien ihrer Sinne jetzt ganz mächtig.

„Laß mich Jenni, ich muß aufstehen,“ sprach sie ruhig; darauf warf die Kranke ein leichtes Nachtkleid über und wankte zum Fenster. Der nächtliche Himmel war mit Millionen funkelnder Sterne besäet, sie schloß leise das Fenster auf, die kühlende Nachtluft schien sie zu erquickern. „D!“ rief sie mit rührender Stimme kaum hörbar, „hier will ich meinen Engel beweinen, hier sieht er mich aus seinen fernen Höhen. Ja, mein geliebter Engel! hier will ich weinen, daß alle die blendenden Sterne in der Thränenfluth untergehen sollen; — sage wo Du weilst? — traure nicht um mich, denn ich erreiche Dich mit meinen Gedanken, — ich finde Dich unter den tausend goldenen Sternen, die mir entgegen leuchten — was ist ihr Glanz gegen den Blick Deines freundlichen Auges! — was ist die Musik der Verklärten für mich gegen die Töne Deiner Stimme! — O mein Anatol, nur

ein Zeichen, ein Merkmal gieb mir — wo Du weilst — wo ich Dich finde! — soll ich Dich vergebens suchen? Ach ich will suchen und suchen bis meine Augen erblinden, um Dich zu finden, — Hu! es ist so kalt, der Nachtwind durchfaßt die Nacht so eifig — kommst Du nicht an das heiße Mutterherz Dich zu erwärmen? Die zärtliche Liebe für Dich, mein Liebling, macht es so glühend heiß, — willst Du mich trösten? o so komme und küsse die Thränen ab, die ich für Dich weine — sieh ich stehe am Grabe mit Dir, es ist so schwarz — so kalt — gieb mir Deine Hand, daß ich mit Dir sterbe — o Trost — Trost mit Dir zu sterben!“

Jenni, die zitternd hinter ihr am Fenster stand, schlich leise zu Willfried, um ihn zu rufen, doch da er die Gräfin so ruhig sah, wollte er sie nicht in ihrer Illusion stören. Sie machte auch darauf das Fenster wieder zu, schlich wankend auf ihr Lager und sprach nicht mehr. Der andere Tag, wie der zweite verging, ohne daß sie an etwas Theil nahm. Sie lag bewegungslos da und wies Speise und Trank von sich, aber in der Nacht, wenn es gegen Mitternacht kam, stand sie auf und ging an das Fenster, es schien, als wenn sie die fixe Idee überkommen, ihn unter den Sternen zu suchen, um ihm zu sagen, daß sie um ihn weine: war die Nacht trübe und der Himmel bedeckt, dann machte sie sogleich das Fenster wieder zu und sagte traurig: „Ach Anatol sieht mich nicht, wie ich weine,“ und legte sich dann still nieder.

Der Arzt hielt ihren Zustand für eine Gemüthsverstimmung und wollte die Folgen abwarten, denn es schien kein ausgebildeter Wahnsinn, nur ein Stillstehen aller physischen Verstandesorgane zu sein, beschränkt auf der Idee, die in dem Sinne der letztgesprochenen Worte von Willfried lag, wo ihre geistigen Kräfte noch gesund zur Auffassung ist in das Gedächtnis und inneren Vorstellungsvermögen war; es schien, daß sie nur diese Worte erfasst, für die längere Vergangenheit aber das Gedächtnis ganz verloren habe.

Den Arzt beunruhigte ihre hartnäckige Verweigerung gegen Speise und Trank, so daß es Willfried übernahm, sie dazu zu bewegen, er setzte sich deshalb zu ihr und sagte: „Anatol ruft schon so lange: Mutter! Mutter! und sie hört nicht.“ — Die Gräfin sah ihn lange starr an und schien sich zu besinnen, — dann fuhr er fort: „Anatol bittet, Sie sollen essen und trinken.“

„Sagt er das?“ und dies waren ihre ersten Worte, die sie außer ihren Selbstgesprächen laut werden ließ.

„Gewiß er wünscht es, er bittet darum,“ — und von dieser Zeit nahm sie wieder Nahrung zu sich.

Der Zustand der Gräfin dauerte schon über 8

Tage und da noch immer keine Besserung eintrat, so überließ Willfried, da er doch nichts mehr wirken konnte, dem Arzt und Jenni die Pflege Gräfin, und reiste mit gebrochenem Herzen für seine treue Aufopferung nichts Besseres erreicht zu haben, mit tiefem Kummer nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Weimar.

Von F. Brendel.

Die erneute Aufführung des Lohengrin am 11. Januar, die erste in dieser Saison, veranlaßte mich zu einem Ausfluge nach Weimar, um endlich jenes Werk, dem ich in Folge der bisherigen Berichte mit größter Spannung entgegen sah, durch die theatralische Darstellung selbst, nachdem ich kurz vorher seine Bekanntschaft durch den Clavierauszug gemacht hatte, kennen zu lernen.

Es kann nicht meine Absicht sein, nach alle Dem, was diese und andre Blätter schon darüber mitgetheilt haben, hier noch eine ausführliche Schilderung desselben zu versuchen. Wer eine solche wünscht, den muß man insbesondere auf den schon oft erwähnten, neuerdings auch besonders gedruckten meisterhaften Artikel Liszt's in der „Illustrierten Zeitung“ verweisen. Noch weniger aber ist eine Recension alten Styls einem solchen Werke gegenüber möglich. Ich habe jetzt an mir selbst erfahren, worauf Uhlig schon öfter hingedeutet hat, daß ein derartiges Recensiren hier ganz aufhört. Hier kann allein ein dichterisches Nachschaffen, eine Darlegung der inneren Erlebnisse des Geniesenden das Entsprechende sein, und dies ist durch Liszt schon in erschöpfender Weise geschehen.

Wenn ich jetzt den Leser dies. Bl. einen kurzen Bericht gebe, so geschieht es zunächst, um dem Drange des Herzens Raum zu geben, es geschieht — denn um nichts Geringeres handelt es sich hier — um den Schöpfer des Tannhäuser und Lohengrin als den neuen Genius der dramatischen Musik zu begründen, es geschieht, um so eindringlich als möglich Alle, welche lebendiges Interesse für die Kunst und Poesie (nicht allein die Tonkunst) der Zukunft hegen, auf diese größte Erscheinung der Gegenwart aufmerksam zu machen, sie zu veranlassen, Weimar zu besuchen, und hier sich selbst von der Herrlichkeit dessen zu überzeugen, was geleistet ist. — Ich kann nicht vermeiden, Prädikate des höchsten Lobes zu gebrauchen, es ist indeß kein flüchtig verschwebender Enthusiasmus, der hier sich ausspricht, es ist begründete Ueberzeugung, die darin sich kund giebt.

Ich habe Wagner's Schöpfung nachempfunden, ich habe sie in mir erlebt und sage es freudig, daß sie dem Größten sich anreicht, was wir auf künstlerischen Gebiete besitzen, daß hier erreicht ist, was in Bezug auf das musikalische Drama die vorausgegangenen Jahrhunderte bisher immer nur

annäherungsweise erstrebt haben. Leider erlaubte mir die Zeit nicht, sogleich nach meiner Zurückkunft durch die Durchsicht des Clavierauszuges das dort Bernommene im Gedächtniß zu befestigen. Um so mehr aber schwebt mir das Gehörte wie ein Traum von wunderbarer Schönheit vor, und Sehnsucht erfaßt mich nach diesen so schnell verflungenen Tönen. Man hat durchaus die Empfindung eines Fertigen, Vollendeten diesem Werke gegenüber, es ist ein Eindruck, den nur die größten Meisterwerke hervorbringen, es ist eine Seligkeit, wie ich sie fast nur bei der neunten Symphonie empfunden habe. Um so weniger ist man geneigt, Betrachtungen anzustellen. Sogleich ist man im Tiefsten erfaßt, hineingerissen in den Gang der Darstellung, jedes einseitige Denken hört auf, jeder einseitige Kunstgenuß; der ganze Mensch ist gleichmäßig in Anspruch genommen; es ist die höchste Unmittelbarkeit der Wirkung. Man hat das Bewußtsein, daß man einer neuen, vollen Kunst gegenüber steht, dem Aufgange einer neuen Kunstperiode, und ist froh, daß man sich auf dieser Stufe aller Zweifelsqualen, die uns bis jetzt beunruhigten, entschlagen kann. Es ist hier erreicht, was die Besten unserer Zeit immer vergeblich ersehnt haben, eine Rückkehr zur Natur, die uns mit einem Male von dem Wust, der uns bis jetzt gefangen hielt, befreit.

Ich wiederhole nicht, was zur Erläuterung der neuen Richtung bisher schon gesagt ist. Man weiß, daß die bisherige Opernform fast ganz verschwunden, man weiß, was Wagner von dem musikalischen Drama verlangt. Eben so wenig ist es nöthig, an die schon anerkannten Eigenschaften zu erinnern, welche ihn als Tonsetzer auszeichnen, an den glänzenden Reichthum seiner Harmonien, den wirklich neuen Gebrauch des Orchesters, die meisterhafte Behandlung der Recitative: Eigenschaften, welche die sorgfältigsten Studien, eine unermessliche Arbeit voraussetzen. Daß W. in der Wahl seiner Texte in der Gegenwart am glücklichsten gewesen ist, habe ich schon früher, als mir seine Richtung noch nicht näher bekannt war, ausgesprochen. Dem ohngeachtet würden Die irren, welche nach alle dem bisher Veröffentlichten schon eine klare Vorstellung seiner Kunst zu haben meinen. Auch die Durchsicht des Clavierauszuges — es ist dies sehr charakteristisch für die neue Richtung — vermag kaum ein annäherndes Bild zu gewähren, und diejenigen würden sich gewaltig irren, welche nach diesem die Wirkung des Lohengrin beurtheilen wollten. Am nächsten glaubt man gewöhnlich der Sache zu kommen, wenn man W. mit Gluck vergleicht, ihm ein ähnliches reformatorisches Streben zuschreibt. In der That ist die Stellung Beider eine verwandte, in so weit eine gleiche, als Beide den leeren Formalismus ihrer Zeit vernichtet haben. Der himmelweite

Unterschied W.'s und Gluck's ist aber der, daß der Letztere nur Wahrheit erstrebte innerhalb der bisherigen Stellung der Musik zum Text, während bei dem Ersteren zum ersten Male die innigste Vereinigung von Wort und Ton zur Erscheinung gekommen ist, so daß eine Trennung beider Elemente, eine Loslösung der Musik insbesondere, gar nicht denkbar ist. Gluck war Reformator der Oper, Wagner ist Schöpfer des musikalischen Dramas; Jener wollte als Musiker Wahrheit des Ausdrucks, Dieser als universeller Künstler; früher hatten wir allein durch die Musik, insbesondere durch die charakteristischen Wendungen der Singstimme dargestellte Charaktere, hier ist die Charakteristik eine durch das Zusammenwirken aller künstlerischen Elemente erzielt. Die Musik als selbstständige Kunst hört auf; das, was ihr bisher diese Selbstständigkeit verlieh, ist verschwunden; statt dieser einseitigen Bevorzugung haben wir eine weit größere, einheitsvolle, harmonische Schöpfung aller Künste, und das insbesondere ist das Bewunderungswürdige, daß auf diesem völlig neuen Wege Alles schon so klar, fertig, vollendet erscheint, so wenig noch von irgend welchem Versuch, von einer Unsicherheit die Rede sein kann, daß sich uns das Werk mit der Gesundheit, mit der inneren Nothwendigkeit eines Naturproductes darstellt. Eine wesentlich andere ist die Stellung des Orchesters, sowohl in seiner äußeren Anordnung, wie noch vielmehr in seiner geistigen Bedeutung. Ich kann nicht anders sagen, als: eine Welt der Poesie ist in dieses Orchester gelegt. Die Charaktere im Lohengrin erscheinen wie aus Erz gegossen, so groß ist die Gewalt dieser Charakteristik. Das Orchester ist es, dem ein Haupttheil daran gebührt. In das innerste Leben der handelnden Personen gestattet es uns den Einblick in einer Weise, wie ich fast kein zweites Beispiel dafür zu nennen weiß. Auch die Behandlung der Singstimme ist natürlich eine ganz andere, und alles Figurenwerk völlig beseitigt. Trotzdem ist dieselbe eine so wirkungsvolle, daß hier nicht entfernt an jene Umkehrung des wahren Verhältnisses zwischen Gesang und Orchester, wie es in neuerer Zeit oft bei uns vorgekommen ist, gedacht werden kann. War bisher die Kunst eine künstliche, war sie durch eine im Fortgang der Zeiten sich immer mehr vergrößernde Scheidewand von der Natur getrennt, war die musikalische Form nach und nach dahin gediehen, daß sie im Widerspruch stand zu aller Natur, so haben wir hier eine Rückkehr zu derselben, in einer Weise, daß Kunst und Natur in vollendetster Einheit sich uns darstellen. Wenn daher Jemand tadelnd sagte, daß wir bei solcher Kunst in die Wälder zurückkehren könnten zu uranfänglicher Wildheit, so liegt darin neben der Verkennung der unermesslichen Kunst Wagner's das Wahre, daß wir hier

allerdings zur Natur zurückkehren, in der That aber nur um ernst wahrhafte Menschen zu werden, um uns von allem Erlogenen und Gemachten zu befreien.

Was den Inhalt des Werkes betrifft, so gestehe ich offen, daß wir hier den einer erneuten Menschheit vor uns haben. Man sieht sogleich, wie diese Persönlichkeit nicht mehr kämpft mit dem Bisherigen, wie dieselbe im Gegentheil in ihrem Innern siegreich eine neue Welt aufgebaut hat. Der Inhalt des Lohengrin ist ein so ursprünglich kräftiger, rein menschlicher, daß sich hieraus die Erscheinung erklärt, wie in den bisherigen Vorurtheilen Befangene ganz verdußt dastehen, und nicht wissen, was sie sagen sollen. Ueberwiegend sind Stimmungen schwärmerischer Entrücktheit, wozu der Text so viel Gelegenheit bietet; aber es würde falsch sein, diese Seite vorzugsweise hervorzuheben, denn die universelle Natur des Schöpfers dieses Werkes weiß den verschiedenartigsten Situationen gleich sehr gerecht zu werden, und es ist darum ganz unmöglich, Einzelnes aus dem Zusammenhange zu reißen, und besonders uamhäft zu machen. Nur eine Einzelheit sei mir zu erwähnen gestattet. Wenn ängstliche Gemüther bei der einseitigen Bekanntschaft mit dem Texte an dem Anfang des dritten Actes, wo Lohengrin und Elsa im Brautgemach allein sind, Anstoß glaubten nehmen zu müssen, so werden diese Bedenken bei der Darstellung glänzend wiederlegt. Es ist das Alles so keusch und rein, dieses Liebesgespräch gehört so sehr zu dem Herrlichsten, was überhaupt die gesammte Kunst aufzuweisen hat, daß nur Einer, der sich glücklich aus der Verdorbenheit unserer Zustände und Empfindungen herausarbeitete, etwas Derartiges schaffen konnte. Wagner hat in sich den ganzen Entwicklungsproceß unserer Zeit durchlebt, in künstlerischen sowohl, wie in allgemein menschlichen Dingen; er hat die ganze Arbeit, die ein totaler Umschwung mit sich bringt, auf sich genommen, und ist durch alle Zweifel und Reflexionen hindurch zum neuen, sichern Ausgangspunkte vorgedrungen, er hat den Boden einer erneuten Naivität im Schaffen betreten.

(Schluß folgt.)

Die Stellung der Frauen in der Literatur.

Es liegt in dem geistigen Leben der Völker die gesammte Stellung der Frauen tief begründet, und insofern die Literatur der eigentliche Repräsentant dieses geistigen Lebens ist, insofern sagen wir, läßt sich aus dem Verhältnis, in dem sich die Frauen zur Literatur befinden, ihre gesammte Stellung beurtheilen. Betrachten wir darum einmal diese Stellung der Frauen zur Literatur in den verschiedensten Zeiten etwas näher.

Das Alterthum räumte in seiner eigenthümlichen physischen und moralischen Organisation (organisirte Räubereien) den Frauen eine sehr beschränkte Stellung ein und der Name Sapho dürfte beinahe der einzige sein, den diese Zeit zu nennen die Literatur gestattet. Gewisse griechische Courtisanen (eine Haupteigenthümlichkeit classischen Wesens war es, nur denjenigen weiblichen Wesen, welche die Grenzen der Weiblichkeit und der Sitte überschritten, einige Bedeutung einzuräumen) sollen sich als Dichterinnen ausgezeichnet haben — das zu untersuchen bleibe den Herrn Philologen überlassen.

Der christlich-germanische Staat, der nun in's Leben trat, verwies in seinen starren abstoßenden Formen die Frauen in's Haus und in die Kirche und nur selten durfte es ein Weib aus den höhern Ständen wagen, diese Schranken auf eine oder die andere Weise zu überschreiten. Die Anknüpfungspunkte mit der Literatur waren also höchst beschränkt, und so ist es erklärlich, daß nur die geistige Poesie von Frauen in Anspruch genommen wurde. Erst die „Sturm- und Drangperiode“ unserer Literatur im vorigen Jahrhundert wies den Frauen eine bessere Stellung an, die auch nach Kräften ausgebeutet wurde. Julie Bondeli und Sophie Gutermann (Paroche) repräsentirten dieselbe und einige Jahrzehnte später in den aristocratischen Circeln Rahel. Aber gleichsam zur Strafe für den Geist, welche diese zur Schau getragen, begannen jene Romanschreiberinnen und Dichterinnen, auf welche sich das bekannte Epigramm

„Gutmüthig haben Gänse lange Zeit
Zum Schreiben ihre Federn uns geweiht.
Das konnte so nicht länger bleiben,
Sie fangen selber an zu schreiben.“

mit vollstem Rechte anwenden läßt. Wenn Amalie Schoppe, Henriette Hanke, Benedicte Raubert, Auguste Jacobi und Louise Brachmann erst in alle Fehler dieser Gattung Schriftstellerinnen verfielen, so war dies nur ihrem glücklichen Talente zu danken, das sie vor Abwegen auf die erbärmliche Richtung ihrer Zeit bewahrte.

Erst nach der Julirevolution und dem politischen Aufschwung des Jahres 1840 begann es licht zu werden in den wilden Wäldern der weiblichen Literatur und die Emancipationsfrage, die seither sehr im Hintergrund gestanden, wurde bald das Banner, um welches sich der Geist als derselben scharte, während die verehrliche Gräfin Ida Hahn-Hahn die aristokratischen Dünkel und Annette von Droste Hülshoff, wie Louise Hensel (in Köln) die sittlich-religiöse Schlen-drianrichtung fortführten.

Ad.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weiße und der Neger.

Von Friederike von Koschuetzki.
(Fortsetzung aus Nr. 26.)

93.

Nicht weit von Waller's Feld ein Pflanzer wohnt
Aus altem Europäer Lande,
Der viele Slaven hält und sie nicht schont.
Entfesselt schien von jedem Bande
Sein rohes Herz, der Sklave schien ihm Thier,
Geschaffen nur für ihn und seine Eier.

94.

Mit diesem Nachbar Ramon im Verkehr
Stand Waller jetzt durch Kleinigkeiten,
Da dieser Handel trieb und auch viel mehr
Bedacht war auf Bequemlichkeiten.
Auch holte Gani jede Sache gern,
Schön war der Gang, die Pflanzung lag nicht fern.

95.

Und Gani wurde ernst seit kurzer Zeit;
Er saß oft Stundenlang so trübe
Am klaren Bache wie zum Zeitvertreib,
Er fühlte etwas wie die Liebe;
Er war ein Jüngling jetzt, das Kind entflohen,
Verstummt der fröhliche Gesänge Ton.

96.

Schon oft sah Waller still dem Spiele zu,
Denn wollt' er ihn zu Ramon schicken
Da war er fertig gleich in einem Nu,
Doch sah er dann am Bach ihn bücken,
Wo tief versteckt hinter einem Busch
Er glatt und rein die krausen Haare wusch.

97.

Und um sein leichtes, blendend weiß Gewand,
Was zierlich fiel in breite Falten,

Er einen schönen bunten Gürtel band
Um sich darin recht schlank zu halten;
Dann eilt' er fort zum Pflanzer so geschwind,
Wie leicht Gewölk getragen wird vom Wind.

98.

Einst sprach zu Waller'n Gani: „sage mir,
Denn Wahrheit spricht aus Deinem Munde,
Bin ich denn wirklich schön? — gefall' ich Dir? —
D, sag' es mir in dieser Stunde;
Ich denke lange schon darüber nach,
Ich fand mein Bild so schön im klaren Bach.“

99.

„Wie Ebenholz so schwarz ist meine Haut,
Die Augen glänzen wie zwei Sterne,
Dem Panther gleich bin groß und schlank gebaut
Und Ulla meint, sie sah' mich gerne;
Auch sagte Ulla heut: ich sei verliebt,
Was mich erfreut und mich wohl auch betrübt.“

100.

„Ich habe nicht einmal darum gefragt,
Ob ich mich auch verlieben könne.
Sag Vater! — ist es wahr, was sie gesagt? —
Sie weint, wenn ich mich von ihr trenne.
Mein Vater! — mehr wie Dich lieb ich sie nicht,
Doch küssen würd' ich lieber sie, wie Dich.“

101.

„Denn Du bist schön, doch so wie Ulla nicht,
Denn roth sind die Corallenlippen,
Gazellenleicht ihr Gang, ihr Angesicht
Zu seh'n, erstieg ich Fels und Klippen,
Ich träume wach, darf ich nur zu ihr gehn
Und wünschte statt mich selbst, nur sie zu seh'n.“

(Fortsetzung folgt.)

Allgemeiner Anzeiger.

149] **Radicale Heilung aller
Unterleibs = Krankheiten,**
als: Magenschwäche, Verdauungsbeschwer-
den, Stuhlverstopfung, Störungen, Hämor-
rhoiden, Blähsucht, Verschleimung, Hypo-
chondrie und die verwandten Krankheiten,
durch Anwendung der
Dr. Kiefow'schen Lebens-Essenz.
Die Entstehung der Unterleibs-Krankheiten, Ursa-
chen derselben und viele Krankheitsfälle aus seiner
Praxis, sowie deren schnelle und radicale Heilung,
mitgetheilt von einem practischen Arzte für Nichtärzte.
Elegant broschirt. 64 Seiten. 9 Kr.
Die wunderthätigen Wirkungen der Dr. Kiefow's-
schen Lebens-Essenz sind zu bekannt und verbreitet,
als daß dieselben einem Zweifel unterliegen könnten.
In obiger Schrift wird Jeder an Unterleibs-Krank-
heiten Leidende seinen einzelnen Fall, sowie dessen
authentische Behandlungsweise finden.
Vorstehende Schrift ist vorräthig in **Eberhardt
Hofmeister's** Buchhandlung in **Ronneburg.**

150]

Gutta-Percha- Firniß.

in Töpfen mit Gebr.-Anw. à 5 Sgr.

Mitteltst dieser neuen Composition, welche das
Leder vorzüglich conservirt und geschmeidig erhält,
schnell trocknet, und nach dem Trocknen jede Wicse
annimmt, kann man alles Schuhwerk vollkommen
wasserdicht machen, so daß man, selbst bei
größter Nässe, stets trockne Füße behält. Densel-
ben empfiehlt

Die Papier- und Kunsthandlung.

151]

Stroh-Papiersowohl in Schrenz- als Median-Format,
erhielt in besonders guter Qualität**Die priv. Papier- und Kunst-Hand-
lung in Gera.**

Schloß-Strasse Nr. 27.

Gera, Verlag der Hofmeister'schen Zeitungs-Expedition, Schloß-Strasse Nr. 27. Druck der Zeitungs-Druckerei.
Debit für die Expedition der Frauen-Zeitung im Buchhandel durch G. J. Illgen's Erben.